Ueber Wahrheit und Dichtung in der griechischen Litteraturgeschichte.

Eine populäre Vorlesung.

Von

K. Lehrs.

Unsere Litteratur hat mehrere bekannte, auch beliebte Dichtungen, deren Stoff und Helden der griechischen Litteraturgeschichte angehören. Ich will auf Aelteres, z. B. Wieland, nicht zurückgehen, sondern nur der Kraniche des Ibykus, des Arion und der Sappho gedenken: an sie, welche eben sehr dazu geeignet sind, will ich meine Bemerkungen anknüpfen.

Nie ist ein Ereigniß besser bezeugt gewesen als die Delphinenfahrt des Arion. Schon bei dem Vater der Geschichte wird die Sache ausführlich vorgetragen. „Lesbier und Korinthier", sagt er, „erzählen es". Und „bei Tänaron steht von Arion ein ehernes Weihgeschenk, ein Mensch der auf einem Delphin ist." Und mehr noch. Aelian (XII, 45 Thiergesch.) giebt uns das Epigramm, das unter jenem Weihbilde geschrieben stand:

Dies Fahrzeug trug rettend des Kyklons Sohn den Arion
Unter der Götter Geleit aus dem Sicilischen Meer.

Auch, so fährt derselbe Aelian fort damit unsere Verwunderung noch größer werde, auch hat Arion dem Poseidon einen Dankhymnus geschrieben, und der Hymnus ist folgender:

Der Götter höchster, Meerbewohner,
Poseidon mit goldenem Dreizack,
Erdstützender, Wellenbeherrscher.
Die geflossten schwimmenden Thiere
Um dich tanzen sie im Kreis,
Mit der Füße leichtem Wurf
Aufspringend im Schwung;
Die nackensträubenden
Schnelleilenden Thiere,
Die Musenliebenden Delphine
Ernährt in der Salzfluth
Von den göttlichen Mädchen den Nereiden,
Die Amphitrite gebar.
Die ihr in Pelops Land
Zu Tänarons Küste
Mich geführt, da ich irrte
Im Sicilischen Meer.
Tanzend mit krummem Rücken,
Der nereischen Fläche
Furche schneidend,
Die unwegsame Furth;
Der Männer Trug stürzte mich
Vom meerdurchschwimmenden
Rundgeglätteten Schiff'
In die purpurnen Gewässer.

Uebrigens haben wir die Geschichte bei mehrern Alten erzählt. Man kann, um etwa die ausführlichsten zu erwähnen, sie ausser Herodot, von dessen Erzählung Aulus Gellius eine angenehme Uebersetzung gegeben, besonders bei Dio Chrysostomus (or. 37. in.), der auch den Herodot vor Augen hatte und sich ihm nahe genug anschließt, bei Ovid in den Fastis (II, 83 ff.), der ziemlich chronikmäßig erzählt, und in den Fabeln des Hygin (194) finden. Allein neben Herodot ist sie von allen uns erhaltenen von keinem eingehender und interessanter vorgetragen als von Plutarch (sympos. sap. ιη). Auf einen Vergleich beider komme ich noch zurück.

Die Kraniche des Ibykus sind uns in einer kunstgemäßen Behandlung aus dem Alterthume nicht erhalten. Die Sprichwörtersammler erzählen nur: Die Kraniche des Ibykus wird von solchen gesagt, die unerwartet für ihre Vergehungen bestraft werden. Ibykus nämlich, als er von Räubern getödtet wurde, rief Kraniche zu Zeugen an, die er über sich fliegen sah. Nach einer Zeit erblickten die Räuber, da sie im Theater saßen, Kraniche darüber herfliegen und sprachen zu einander: die Kraniche des Ibykus. Auf diese Veranlassung wurden sie ergriffen und bestraft. — Sonst ist sie zur ethischen Folgerung mehrmals benutzt, theils bei Prosaikern, theils in der Anthologie. Als Lokal findet sich an einigen Stellen Korinth genannt.

Solche jedenfalls wunderbare Geschichten kannten die Griechen auch von andern ihrer Dichter. Aus Gründen welche sich unten ergeben werden, stelle ich das schon aus Phädrus (IV, 24) bekannte Ereigniß daneben, das Simonides betraf; also schon aus hinreichend heller Zeit. Man sagt, als Simonides zu Kranae in Thessalien bei Skopas, einem reichen und erlauchten Manne, Tyrannen von Thessalien, speiste und ihm das Gedicht, das er auf seinen Sieg in den öffentlichen Spielen geschrieben, gesungen, worin zur Ausschmückung nach Sitte der Dichter vieles zum Lobe von Kastor und Pollux geschrieben war, äusserte ihm jener gemein genug, er werde ihm die Hälfte der versprochnen Belohnung für das Lied geben; das andre möchte er sich von seinen Tyndariden, denen er ein gleiches Theil Lob gespendet, einfordern. Kurz darauf wird dem Simonides angezeigt: es ständen zwei unbekannte junge Männer vor der Thür, die ihn angelegentlich herausverlangten. Er stand auf und ging hinaus — und fand Niemand. Während dieser Zeit indeß stürzte der Saal, in dem Skopas schmauste, ein; wobei Skopas selbst mit den Seinigen den Tod fand.

Auch Quintilian erzählt die Geschichte (XI, 2, 11); doch da stellt sich der leidige Unglaube ein: „wiewohl — sagt er — dies Ganze von den Tyndariden scheint mir fabelhaft. Auch hat der Dichter selbst dieser Sache nirgends Erwähnung gethan, der wahrlich über eine Sache, die ihm so sehr zum Ruhm gereicht, nicht würde geschwiegen haben".

Wie mögen sich wohl die Philologen zu dergleichen verhalten? Der letzte Bearbeiter des Simonides — der, wie ich vermuthe, jetzt selbst schon anders denkt — findet sehr wahrscheinlich, Skopas habe sich einst irgend etwas ganz besonders grausames gegen die Thessalier zu Schulden kommen lassen. Aus Rache haben die Thessalier ihm den Saal, den er sich zum Siegesmahle bauen ließ, unterminirt; den süßen Dichter aber (poetam dulcissimum) haben sie vorher herausgerufen. — Man kennt diese Art natürlicher Erklärung wie sie genannt wird, aus einem andern Gebiete gut genug; ein jedes Faktum wird als wahr vorausgesetzt, nur das Wunderbare abgestreift; da aber die Fakta dann auseinanderfallen und sich Schaden thun, so setzt man sie neu zusammen, mit der stillschweigenden Erlaubniß und Nothwendigkeit, was sich verrenkt hat, zu zerren, wo's noch nicht schließen will, ein Stückchen hineinzusetzen, bis die plumpste Marionette zu Stande gebracht ist, die gleich geschmacklos und unwahr ist. Indem wir davon hinwegzueilen wünschen, trifft es sich gut, daß wir bei einem Manne wie O. Müller Ersatz zu finden hoffen. Man sagt uns, den Ursprung der Fabel von Arion habe O. Müller in den Doriern erklärt. Wir beeilen uns den gefeierten Mann reden zu hören. „Ich bemerke, sagt er, daß wir wunderbarer Weise die Fabel von Arions Delphinenfarth noch in ihrem Entstehen darlegen können. Die tarentinische Kolonie war von Tänaron nach Italien geschifft mit dem Kult und unter dem Schutze des tänarischen Poseidon. Dies stellte der Mythus dar, indem er den Taras selbst auf einem Delphine hinschwimmen ließ; wie ihn die tarentinischen Münzen zeigen. Nun soll Arion dieselbe Fahrt nur in umgekehrter Richtung auf dieselbe Weise gemacht haben; und die Musikliebe der Delphine, vielleicht auch irgend ein anderer Umstand mußte helfen, die alte Sage auf ihn zu übertragen."

Wie viel ätherischer uns das anweht! Verstanden aber hoffe ich hat von den geehrten Anwesenden es Niemand sogleich und ich auch nicht. – „Gerade dieselbe Fahrt nur in umgekehrter Richtung auf dieselbe Weise." — Man kann sich in diese Worte sehr vertiefen, wenn man voraussetzen wollte, sie bedeuteten etwas anderes, als was die gemeine Sprache nennt: umgekehrt von Tarent nach

Tänaron. Man wird sich in der äußersten Verlegenheit befinden, wenn man glauben sollte, das „unter dem Schutze und mit dem Kulte des tänarischen Poseidon" thue hier etwas zur Sache. Wenn man außerdem noch ein Präsens (soll) in ein nach allen logischen Gesetzen nöthiges Imperfektum verwandelt, so erhält man das Verständniß, und es giebt kein andres: man sah den Taras auf dem Delphin für den Arion an, und zwar deßhalb, weil der Lesbier Arion von Tarent nach Tänarum gefahren war wie jener von Tänarum nach Tarent, und weil der Delphin ein musikliebendes Thier ist. Aber, werden Sie sagen, das erklärt ja gar die Sage nicht, und kommt uns etwas wunderlich vor.

Auch Welcker, der über den Delphin und den Hymnus des Arion einen Aufsatz geschrieben (Rheinisches Museum 1833 p. 399), hat sich damit nicht begnügen können. Doch finde ich mich in der Nothwendigkeit, die Ansichten des trefflichen Mannes bestreiten zu müssen. Müller muß doch den Hymnus des Arion, wenn er grade daran dachte, für unächt gehalten haben. Dazu kann sich Welcker nicht verstehen; „denn der Hymnus habe im lyrischen Ausdruck eine so schöne Fülle, so kunstvolle Durchbildung, halte sich im Prachtvollen der Malerei so glücklich auf der Linie, jenseits deren Uebermaß und Künstelei unvermeidlich scheinen, daß er mit dem schönsten in verwandter Tonart die Vergleichung aushalte. Man müsse also das Gedicht nicht buchstäblich verstehen." Ich begreife vollkommen, daß ein Dichter, der aus einer gefährlichen Seefahrt sich schwimmend an's Land gerettet, im Ausdruck der Frömmigkeit singen konnte: o dein Delphin, Poseidon, trug mich an das sichere Ufer! oder auch daß er, wenn nicht so fromm, im dichterischen Selbstgefühl den musikliebenden Delphin zu des musischen Meisters Rettung herbeikommend darstellt, oder sich vorstellte. Denn beides konnte in jener Zeit sogar ernst gemeint sein. Allein keines von beiden, weder das Gefühl der Frömmigkeit, noch das des dichterischen Selbstbewußtseins, womit vermuthlich Dankbarkeit vereinigt sein würde gegen das treue freundliche Thier — und eins von beiden verlange ich, wenn ich jenes Verständniß des Hymnus überhaupt zugeben soll — treten in unserm Hymnus hervor; welcher den Gang hat: Hoher Meergott

Poseidon; um dich tanzen die Delphine, welche mich ans Land retteten, als hinterlistige Männer mich in's Meer gestürzt. — An diesem nun, was ich verlange und vermisse, hat Welcker in dem Hymnus keinen Anstoß gefunden; aber der Schluß macht ihm Bedenken. Denn den Sturz in's Meer durch die hinterlistigen Männer kann er nicht glauben. Warum nicht, was er darüber sagt bekenne ich nicht recht zu verstehen. Nicht gesagt wird, daß wenn überhaupt nur eine endlich glückliche Rettung aus Gefahren einer Seereise die Thatsache war, der Ausdruck durch Rettung der Delphine viel ferner lag und unendlich viel unwahrscheinlicher wird. Doch wie dem auch sei: es steht ja in dem ächten Hymnus: wie wird Welcker sich der Schwierigkeit entziehen? „So sagen wir denn" heißt es, um den Hymnus zu retten, „da Arion eine wunderbar glückliche Rettung von räuberischen Nachstellungen, denen er auf einer Seefahrt glücklich entgangen war, und deren Umstände in den Styl eines Dankhymnus an Poseidon nicht eingingen, durch Beistand des Delphin ausdrücken wollte, so war er genöthigt die erfahrenen Angriffe oder Absichten auf sein Leben oder seine Habe in ein Stürzen in die See zu verwandeln; und wer den mythischen Ausdruck des ersten, der nicht neu war, verstand, konnte nicht darüber in Zweifel sein, daß auch das zweite nur bildlich zu nehmen sei."

Aber erscheint uns Arion, der Töne Meister, da nicht ein wenig stümperhaft? — Sodann nach W.'s Darstellung ist die Seefahrt etwas zufälliges, die Rettung bezog sich auf seine oder gar seiner Habe Rettung aus den Anfällen von Räubern — und was soll da der Delphin?

Man wende die Kühnheit, denn immer noch scheint Kühnheit zu dergleichen erforderlich, da an, wo sie hingehört. Der Hymnus ist unächt (von dem Epigramm giebt es auch W. zu); und das ist von allem, was hier in Frage kommen kann, das gewisseste: denn das können wir mit unsern eigenen Augen sehn und mit unsern eigenen Ohren vernehmen. Und von all den Herrlichkeiten, welche W. uns oben aufgeführt hat, finden wir nichts, keine Fülle und keine Pracht. Wir sehn ein Aggregat von Beiwörtern und poetischen

Termen, aus dem gangbarsten Vorrath der griechischen Dichtersprache. Hermann, der hierbei allein in Betracht kommen kann, hat einmal das Gedicht freilich vor vielen Jahren (ad Aristot. poet. 235.), zwar nicht wegen Fülle und Pracht, aber wegen einer andern guten Eigenschaft gelobt: wegen der Anmuth; er nennt es venustissimum carmen Arionis; wobei dahin gestellt bleibt, ob er es in jenem Augenblicke auch wirklich für ächt hielt, oder da es dort nicht darauf ankam, es der Kürze wegen mit dem Namen bezeichnete, unter dem es nun einmal geht. Es dürfte darüber folgendes zu sagen sein. Das Lob der venustas will selbst in späterer Zeit für ein griechisches Gedicht noch nicht viel bedeuten. Die griechische Dichtersprache hat seit der homerischen Grundlage eine so zahllose Menge von anmuthigen Bezeichnungen, worunter die Beiwörter allerdings besonders genannt zu werden verdienen, sich geschaffen; sie hat sich eine solche Leichtigkeit in Stellungen und Bildern angeeignet, und dies alles hat sie, da sie nie unterbrochen ward, da aus dem immer gegenwärtigen Homer wenigstens Anklang und Leben bewußt und unbewußt geschöpft ward, festgehalten, mit sich gezogen, mochte sie das Gegebene unmittelbar benutzen, oder bei der gedachten Fügsamkeit Analoges nachschaffen. So ist es gekommen, daß selbst die Dichter späterer Jahrhunderte, die unbegabt, ja insipid heißen müssen, eine gewisse Anmuth — man möchte sagen — nicht los werden können. Man kann dies am kleinen Epigramm wie am großen Epos wahrnehmen. Dies aber kann um so mehr täuschen und über Schwächen wegsehen lassen, wenn man bedenkt, daß jene Anmuth nicht bloß in der äußern Erscheinung der Sprache liegt, sondern daß jene alten Wörter und Fügungen, welche man hatte oder nachschuf, ihren Reiz zugleich einer poetischen Anschauung, einer treffenden Empfindung, einer ansprechenden Vorstellung zu verdanken haben, und so mit der angenommenen Sprache zugleich eine Menge so guter Eigenschaften des Inhalts mit hinüber geleitet wurden. Wie sehr aber das täuschen kann, davon will ich, um eben ein allgemein bekanntes Beispiel zu wählen, zwar eine prosaische Schrift anführen, die aber viel poetische Farbe hat; wie überhaupt die spätern griechischen Prosaiker, sogar wo der Stoff weniger

dazu neigt, im Gefühl des Mangels an kernhafter Tüchtigkeit vielfach zu jenem Schmuckwerk hinübergegriffen haben, das ihnen die poetische Sprache bieten konnte. Ich meine jetzt den bekannten Schäferroman des Longus, der nicht nur einen jedenfalls so geschmackvollen Mann wie Passow, sondern der selbst Göthe getäuscht hat, welcher ihn sehr erhebt. Dies geschah, wie ich überzeugt bin, durch solche Eigenschaften der Sprache und des Ausdrucks, wie ich sie geschildert habe. Denn mit noch größerer Ueberzeugung spreche ich es aus: übrigens ist jener Roman so läppisch und insipid als etwas nur sein kann.

Was nun den Hymnus des Arion betrifft, so will ich, obgleich Hermanns Superlativ meiner Empfindung nach der Sache etwas zu viel thut, die venustas zugeben; die man übrigens nicht nach meiner Uebersetzung beurtheilen muß, die ich jetzt nur ganz flüchtig hinwerfen konnte; ich würde auch bei größerer Muße, soviel als im Griechischen wirklich davon vorhanden ist, schwerlich ganz erreichen können. Aber das werden doch die verehrten Anwesenden selbst wahrgenommen haben (worüber wo möglich noch weniger Streit sein kann, und was ihm entschieden das Urtheil spricht) daß darin kein Gedanke ist. Das Gedicht könnte von Uhland sein; wie es aber von Schiller z. B. schon nicht sein könnte, so kann bei den alten griechischen Lyrikern jedes Bruchstück, das man sich aufschlagen möchte, den Unterschied schlagend empfinden lassen. Von sprachlichen Gegengründen darf ich auch hier wohl des Dialekts erwähnen. Das Gedicht ist im attischen Dialekt mit einigen untergemengten dorischen Formen in der Abwandlung geschrieben, nach Art etwa der Chöre in den attischen Tragödien. Wie konnte der lesbische Lyriker Arion solchen Dialekt singen und kennen?

Nun können wir ungehindert und ungetäuscht durch das falsche Lied die Frage aufstellen: was muß man von dieser Geschichte als Wahrheit behalten? und die Antwort ertheilen: Nichts. Auch nicht die gefährliche Seefahrt? Mit Sicherheit aus dieser Geschichte auch nicht einmal eine Seefahrt. Aber eine Veranlassung muß die Sage doch haben. Ja eine ethische Veranlassung und ethischen Ursprung muß sie haben; daß sie auch einen historischen haben müsse, muß

ich läugnen. Und diese ethische Veranlassung liegt in den drei Erzählungen, die ich absichtlich zusammenstellte, von Arion, Ibykus und Simonides, wie mich dünkt, deutlich genug vor Augen und in allen dreien ein und dieselbe. „Die Dichter stehen im besondern und vorzugsweisen Schutze der Götter." Das ist auch uns verständlich. Aber nicht immer sind die Zeiten, wo das mit einer Lebhaftigkeit, Innigkeit und ich möchte sagen Heiligkeit gefühlt wird, daß sich's in die Sage verkörpert; nicht immer hat der Körper der Sage poetische Gestalt genug, um für immer ansprechend zu sein. Dem Griechen war der Dichter nicht nur der Träger seines Nationalruhms, immer der vorzüglichste, lange der einzige; nicht nur der Lehrer und Mahner des Guten und Rechten, oder wie er es gern nannte, des Schönen. „Die Gesetze, sagt ein Redner, befehlen nur, die Dichter aber lehren und bereden die Menschen zum Rechten." Er war ihnen wie ein Priester; sie konnten ohne ihn ihre Götter nicht ehren; er schuf die heiligen Lieder, ordnete ihnen ihre Chöre, er lehrte sie oft schon als Kinder das Festlied, womit sie zum Tempel des Gottes zogen, was ihnen noch im Alter eine erhebende Erinnerung blieb. „Noch als Gattin sagst du: Ich sang den Göttern, Als den Festtag brachte der Zeiten Umlauf, Nach die Lieder, wie mir die Weisen angab Flaccus der Seher", sagt Horaz in griechischem Sinne und vermuthlich nach griechischem Vorbilde. Aus solcher Stimmung heraus erschien der Dichter und vorzugsweise der lyrische unverletzlich von Menschen nnd unter besondrer Aufsicht der Götter; diese lebendige Idee schuf sich die Materie. Das ist der Ursprung jener Mythen und ähnlicher; denn wir finden denselben Gedanken noch mehrmals sonst in den Dichtergeschichten wiederkehrend, z. B. den, von dessen Hand Archilochus in der Schlacht getödtet war, wies die Pythia, als er einst das Orakel befragen wollte, mit den Worten zurück: der den Musenpriester erschlug, entweiche vom Tempel. Und so fort.

Wie viel nun, wenn sich einmal die Sage verräth, Thatsache bleibt, kann nie, wenn nicht andre Zeugnisse hinzukommen, gewußt werden. Zwar ist es natürlich und ist auch oft geschehn, daß sie dabei an irgend ein Faktum, das sonst aus dem Leben der betreffenden Person gangbar oder beglaubigt war, anknüpfte (bei Dich-

tern manchmal an ein Gedicht); allein welches eben dies Faktum sei, wie weit es reiche, kann nie gewußt werden; ja nothwendig ist es überhaupt nicht. Was den Simonides betrifft, so ist wahr, daß unter seinen Siegesgedichten sich eines fand mit einer Episode auf die Dioskuren; allein die Alexandrinischen Gelehrten hatten überwiegende Gründe, dies nicht als für den Skopas geschrieben anzunehmen. Daß er mit den Skopaden befreundet lebte und für sie dichtete, dies beweisen verschiedene Ueberbleibsel von Gedichten; und wahr ist, daß einige von der Skopadenfamilie durch ein plötzliches Ereigniß ihren Tod fanden; es scheint auch wahr zu sein, daß dieses durch einen Einsturz geschah; gewiß nicht wahr, daß Simonides hiebei allein gerettet worden, oder auch nur zugegen gewesen. Denn nicht nur wird, wer die Art jener Dichter kennt, dem Quintilian Recht geben, daß dies irgendwo in seinen Gedichten hätte erwähnt sein müssen, nur nicht sowohl, wie er sagt, des Ruhmes wegen, als aus Frömmigkeit; sondern Simonides hatte auch ein Klaglied (θρῆνος), eine Dichtungsart, worin er sehr berühmt war, auf den plötzlichen Untergang der Skopaden geschrieben (dessen Anfang erhalten ist), und also auch da kam nichts davon vor. Der Richtung, bloß aus den Mythen die wahren Fakta herausschälen zu wollen, anstatt, was immer das frühere ist, die wirkende Idee, können sich auch die Philologen immer noch schwer enthalten. Sie führt zu dem verkehrtesten; sie führt zu dem, womit uns (nicht ohne Beschämung kann man es sagen) noch in den letzten Zeiten aufgewartet worden ist, zu Geschichten des trojanischen Krieges und — der Amazonen.

In der Geschichte des Arion hat Herodot die Idee nicht deutlich ausgesprochen, was spätere Erzähler mehr und minder thun; doch sie schwebt unsichtbar aber fühlbar über seiner Erzählung; ganz nach der Art des ächten Mythus, der unbewußt schafft, und sich seine Gedanken nicht würde auszusprechen wissen. Und diese Art giebt dieser Erzählung Herodots ihren besondern alterthümlichen Reiz, wie vielen andern, wo er der Sage, die er noch besser versteht als die Geschichte, nichts anhat durch den Drang nach Kritik, dem zu genügen seine äußern Hülfsmittel so unzulänglich sind, und auch seine innern, ich meine besonders seine Psychologie, die auch nur eine

Psychomythie ist. Da die Sage eben sich keines Ziels bewußt, so ist sie noch einfach und hascht nirgend nach Effekt. Hierin ist nun die Vergleichung zwischen Herodot und Plutarch interessant und lehrreich. Bei Herodot trägt ihn ein Delphin, bei Plutarch sammelt sich ein Schwarm um ihn und lösen sie sich ab in dem Dienst ihn zu tragen. Plutarch läßt diese Fahrt durch mehr als zehn Meilen gehn; Herodot nennt keinen Raum. Plutarch läßt ferner ihn Abends hinabstürzen, und während der Fahrt Mond und Sterne hervortreten. Er schildert die feierliche Stimmung seiner Seele dabei: und seine Betrachtung über das allwaltende Auge der Vorsehung. Man sieht hier alle Elemente, die in den Händen eines ungeschickten Rhetors die Sache hätten verderben können; allein bei dem geschmackvollen Manne ist es auch in dem modernen Gewande eine sehr hübsche Erzählung geworden. Diesen beiden Darstellungen ist Schlegels Gedicht wohl nicht gewachsen; noch weniger konnte er etwas hinzuthun. Schiller zu loben ist überflüssig, bewundern wird man Geist, Sinn und Sorgfalt um so mehr, wenn man die Stellen der Alten, die er vor sich hatte, mit seiner Dichtung zusammenhält.

Doch ich muß diese erste Quelle, aus welcher so viel Fabelhaftes in die griechische Litteraturgeschichte gekommen, verlassen. Sie war bei den Griechen lange wirksam.

Ich wende mich zu einem zweiten Punkt. Von Sophokles wird ein dreifacher Tod angegeben und wird es schon in hinreichend alten Quellen. Nach einigen starb der alte Mann am Kern einer Traube, die ihm — denn so genau sind die Berichte — sein Schauspieler Kallippides schickte; nach andern mußte er bei Vorlesen der Antigone, da er gegen das Ende auf eine lange Periode traf, die gar keine Interpunktion zuließ, seine Stimme sehr anstrengen, und verlor mit der Stimme zugleich das Leben. Nach einer dritten Nachricht endlich (auch schon Diodor) verlor er das Leben aus Freude über den Sieg seines Dramas, als er, wie Valerius Maximus sagt, in hohem Alter, den Sieg noch erlangen zu können sehr besorgt war und doch endlich mit einer Stimme siegte.

Wenn ich nun erzähle, daß Euripides soll von Hunden zerrissen sein, Aeschylus seinen Tod fand, indem ein Adler eine Schild-

kröte auf seinen kahlen Scheitel warf, den er für einen Felsen hielt, daß Chrysippus der Stoiker soll vor Lachen gestorben sein, als er einen Esel Feigen essen sah, der Cyniker Diogenes an einem rohen Ochsenfuß, den er gegessen: so wird wohl niemand sich bewogen fühlen, unter den Erzählungen von Sophokles auch nur eine für wahr zu halten. Wir haben hier sogar ein Zeugniß, man kann sagen ein ausdrückliches Zeugniß dagegen. Bald nach dem Tode des Sophokles führte der Komiker Phrynichus eine Komödie „die Musen" auf. Darin kamen die Verse vor: Glückseliger Sophokles, der nach langer Lebenszeit Verschied ein glücklicher und ein viel begabter Mann: Nachdem er viele schöne Tragödien uns geschenkt Und schön geendet von keinem Leiden heimgesucht. — So spricht man wohl nicht bei außerordentlichen Umständen des Todes. Ich nehme mir nicht die Mühe zu zeigen, daß die dritte Todesart worauf man es allenfalls könnte beziehn wollen, alle innern und auch äußern Gründe gegen sich hat. In jenen Versen des Phrynichus spricht sich die auffallende Zärtlichkeit aus, mit der Sophokles von der griechischen Komödie ist behandelt worden. „Denn liebenswürdig war er hier und ist er dort" sagt Aristophanes von ihm. Und jene Todesarten, die übrigens nicht Spott, sondern nur Späße enthalten, ebenso wie die andern beigebrachten, führen uns wieder in eine andere Werkstätte der Erfindungen, die Komödie.

Ein älterer Kunstgenoß des Aristophanes war der bekannte Komiker Kratinus, welcher in dem allgemeinen Rufe stand und auch bei den Komikern deswegen des Spottes genug zu hören hat, daß er der Weinflasche zu fleißig zusprach. Nun heißt es in einer Scene des Friedens, wo über verschiedene Angelegenheiten Athens Erkundigung eingezogen wird: „lebt dann der weise Kratinus noch? — Der ist gestorben als die Lacedämonier einen Einfall machten. — Wie denn? — Er sank in Ohnmacht, als er sie ein volles Weinfaß zerschlagen sah."

Hier haben wir ein anschauliches Beispiel, wie solche Geschichtchen in der Komödie aufgebracht wurden, und namentlich auch über den Tod. Denn das wichtigste Ereigniß im Leben ist der Tod. Leider sind jene Erfindungen nicht immer so verständlich; nicht immer

wissen wir, was damit gesagt sein sollte. Manchmal sind es reine Späße, ganz gutmüthige oder weniger: eine recht derbe Glatze ziemt dem Großvater der Tragödie wohl und dem Euripides solch ein infamer Tod. — Wie uns aber neben einem Tragiker gleich die andern begegneten, so neben dem Kratinus der gleichzeitige Komiker Eupolis, von dem wir in verschiednen unsrer Quellen lesen, er sei von Alcibiades auf der Fahrt nach Sicilien ins Meer geworfen worden. Damit verhält es sich so. Eupolis hatte in einer Komödie den Alcibiades verspottet wegen seiner Theilnahme an den für unzüchtig geltenden Orgien der thracischen Göttin Kotytto, die sich auch in Griechenland in jener Zeit eingeschlichen hatten. Man nannte die Theilnehmer βάπται, die Taucher oder Täufer, und so hieß auch jene Komödie, weil jene sacra mit einer Lustration der Eingeweihten, die durch ein Bad geschah, verbunden war oder verbunden sein sollte: und diese Ceremonie war es eben besonders, welche sie in den Ruf der Unzüchtigkeit und Ausschweifung brachte. Wie nun Eupolis den Alcibiades als Theilnehmer an diesem Untertauchen darstellte, so sollte sich offenbar Alcibiades durch ein gleiches in der Wirklichkeit an ihm gerächt haben. Ein Scholiast weiß sogar die Worte, die Alcibiades dabei gesprochen und obenein Verse:

Untergetaucht auf der Bühne von dir will ich in des Meeres
Well' eintauchend dir Tod geben im herberen Naß:

Cicero entschuldigt sich einmal gegen den Attikus über einen historischen Irrthum, worin er dem allgemeinen Glauben gefolgt sei. Dabei sagt er: „wer hat nicht gesagt, daß Eupolis der Dichter der alten Komödie von Alcibiades, als er nach Sicilien schiffte, ins Meer gestürzt worden? Das hat Eratosthenes widerlegt, indem er Stücke beibringt, die Eupolis nach jener Zeit aufgeführt. Wird deßhalb Duris von Samos, ein sorgfältiger Geschichtsschreiber, weil er mit vielen geirrt hat, verlacht?" Hieraus sehen wir, wie alt die Sage war, daß die Widerlegung des Forschers nichts verschlug, und wie dergleichen in Geschichtsschreiber von bedeutendem Alter kam (denn Duris lebte unter Ptolemäos Philadelphos), die wenn sie auch nicht sorgsam waren, doch bei vielen dafür galten, und jedenfalls als Quelle in den Händen der Spätern blieben, wie dies mit

dem genannten Duris der Fall ist, den Plutarch Diogenes Laertius und andre benutzt haben. Die Widerlegung des Eratosthenes kann uns schon recht sein; allein — zumal mitten in der Masse der Fiktionen — auch ohne sie würden wir weder glauben, daß selbst der übermüthige Alcibiades einen Mitbürger so ohne weiteres beim Schopf gefaßt, noch würden wir ihn für so empfindlich gegen den Spott der Komiker halten. Denn die ganze Fiktion, wenn sie als Ernst genommen wird, verräth ein Mißverständniß des griechischen Komödienspottes *).

Wären der uns übrig gebliebenen Schriften mehr, so würden wir jene Gegenbeweise verständiger Forscher häufiger antreffen; aber auch das Schauspiel, wie viele sie umsonst gewarnt, würde sich häufiger wiederholen.

Als Beispiel einer ausgedehnten Fiktion der Komödie kann nichts besseres gewählt werden, als Sappho und Phaon. Diese ganze bekannte Geschichte gehört der Komödie.

Wir kennen noch jetzt zwei Komödien unter dem Titel Phaon, von Plato und von Antiphanes; 6 unter dem Titel Sappho, eine aus der alten Komödie (von Amipsias), 4 aus der mittlern, eine aus der neuern (Diphilus). Die erhaltenen Bruchstücke sind gering. Wir müssen aus mittelbaren Quellen schöpfen. Von Phaon wird erzählt: Phaon war seines Gewerbes ein Fährmann von Lesbos (irgendwo Chios) nach dem Kontinent; einst habe er unbekannter Weise die Venus, die in ein altes Weib verkleidet war, unentgeltlich übergefahren. Dafür verjüngte ihn die Göttin und gab ihm eine Salbe mit, mit der er sich täglich salbte, und so der schönste Mensch wurde und alle Frauen in sich verliebt machte. Zuletzt, setzt einer hinzu, damit wir die Komödie recht handgreiflich haben, ward er getödtet, weil er auf einem Ehebruch ertappt ward. Nach Plinius ward er dadurch so schön, daß er eine Wurzel fand, die diese Kraft besitzen sollte. In den Liedern der Sappho scheint Phaon

*) Gar zu spaßhaft ist die Wendung, die einige nehmen, Alcibiades Soldaten hätten den Eupolis nicht ersäuft, sondern nur im Wasser auf- und abgetaucht (Cram. An. P. I, 7): vielleicht zur Vermittlung erfunden, damit er später noch Stücke aufführen konnte.

gar nicht vorgekommen zu sein. Die Person, glaube ich aus verschiedenen Gründen, ist von den Komikern nicht erfunden, sondern war, wie der schöne Daphnis in Sicilien, aus der Volkssage: allein die Komiker bemächtigten sich des schönen Adonis und brachten ihn mit der Sappho in Verbindung. In einer erhaltenen Scene des Platonischen Stücks finden wir ihn in einem Buche lesen, worin aufreizende Mittel aufgezählt sind; in einer andern, wie die Weiber sich in Haufen herandrängen und ihn sehen wollen.

Was die Sappho betrifft, so hatten es die Komiker dahin gebracht, daß schon einige ältere griechische Geschichtsschreiber (Nymphis) sich nicht anders zu helfen wußten, als daß sie eine doppelte Sappho unterschieden, die Dichterin und eine Hetäre und zugleich Harfenmädchen. Ferner hatten sie ihren Mann (verheirathet aber war sie wirklich) Kerkolas genannt: und es ist wahrhaft lächerlich, wenn dieser Name ernsthaft in die Litteraturgeschichte gekommen ist bei Alten und bei Neuern, denn nichts kann gewisser sein als sein komischer Ursprung, der sich schon durch die obscöne Bedeutung verräth: κέρκος nämlich heißt cauda auch in der obscönen Bedeutung. Sie hatten recht zum Kontrast ihr die beiden bissigsten griechischen Dichter, die Jambographen Hipponax und Archilochus, zu Liebhabern gegeben: was wegen der Zeitverhältnisse ganz unmöglich ist. In der Heroide des Ovid, Sappho an Phaon, tritt auch ihr Alter gegen seine Jugend hervor und ihre Häßlichkeit: sie sei freilich klein von Wuchs und schwarz von Teint, schreibt sie ihm. Damit wußte auch Ovid nicht umzugehen; seine witzigen Pointen, die er dabei anbringt, haben nicht vermocht, der Sache das Komische abzustreifen: bin ich klein, läßt er sie sagen, so ist doch mein Name groß: bin ich nicht weiß, so hat sich auch Perseus in die Aethiopin Adromeda verliebt. Dagegen höre man die Stimme eines Zeit- und Landsgenossen, Alcäus, der sie in einem zufällig zu metrischen Zwekken erhaltenen Verse anredet:

Veilchenlockige, hehre, mildlächelnde Sappho.

Verhältnisse nun, welche man in Griechenland zu komischen Zwecken schuf, die den Griechen immer von neuem zu Spaß und Gelächter vorgeführt wurden, wie viele Thränen mögen sie Deutschland schon

gekostet haben! Auf welcher Seite der gesunde Sinn ist, möge man selbst beurtheilen. Das Verdienst, auf den komischen Ursprung der meisten Nachrichten von Sappho hingewiesen zu haben, gebührt Welcker in der Schrift: „Sappho von einem herrschenden Vorurtheil befreit". Damit man sich aber von dem Umfang, in welchem die Erfindung der Komiker auf die Litteraturgeschichte einwirken konnte, eine angemessene Vorstellung bilde, so wird man sich erinnern, daß Poesie und Philosophie nicht für etwas beiläufiges galten, sondern als eingreifend und wesentlich gehörig zur respublica. Daher denn auch der ältern Komödie beide und ihre Repräsentanten vielfach den Stoff darboten. Wie ganze Komödien des Aristophanes und bedeutende Theile in andern sich darum drehen, ist hinreichend bekannt. Und so machten es die andern. In der mittlern Komödie aber wurden bei schon beschränkter Freiheit der Bühne nicht nur die Gelehrten, mit denen sie keine Umstände zu machen hatte, hervorgezogen: — aus dieser Periode stammen besonders viele komische Erfindungen und Uebertreibungen über die Pythagoreer oder Pythagoristen, wie sie sie nannten: — sondern neben der Mythologie, die sie nun humoristisch behandelte, bildete besonders auch die Behandlung der ältern Dichter eine eigene Klasse von Komödien. Ueber die in der mittlern Komödie verspotteten Dichter hatte man ein eignes Buch: wie kolossal unsre Verluste sind — was eine Kritik, die nicht irre gehn will, sich nicht oft genug vergegenwärtigen kann — und wie sehr wir verzichten müssen, das einzelne auf seine Quelle zurückzuführen, während wir die Vorstellung eines reichen Lebens und seiner unfehlbaren Wirkungen immer gegenwärtig haben müssen — das also mag man daraus ermessen, daß Athenäus an Stücken, die der mittlern Komödie angehören, deren wir kein einziges besitzen, über 800 kennt. Das wird oft nicht zu unterscheiden sein, ob, was den Stempel des Humors, der Komik, des Spottes an sich trägt, aus der Komödie seinen Ursprung hat oder aus den Reibungen des wirklichen Lebens in seiner damaligen Freiheit, Oeffentlichkeit und Gemeinsamkeit. Dieser Punkt verlangt seine eigene Betrachtung.

Man vergegenwärtige sich einmal den Schwarm der Philosophen, welche seit Sokrates die nächsten Jahrhunderte in Athen ihr

Wesen trieben. Bei der unbeschränkten Gedanken- und Redefreiheit eines begabten Volks entwickelte sich jede Richtung; bei der durch Polizei und Konvenienz nicht eingeengten Freiheit des Handelns entwickelten und äusserten sich die verschiedensten Richtungen. Da lehrte und gebahrte sich der Cyniker neben dem Aristippeer, der Epikureer neben dem Stoiker, und alle Mittelstufen hindurch in Akademikern, Aristotelikern und wie sie sonst Namen haben mochten und sich nach Anlage und Grundsätzen auch in derselben Schule verschieden schattirten. Und das alles bewegte sich nicht in der Zurückgezogenheit des Katheders: wo ein Philosoph, wenn's sehr gut kommt und er sehr liebenswürdig ist, einmal seine hundert Schüler um sich versammeln mag, aber doch seine Schüler: vielmehr auf öffentlichen Plätzen, in Hallen, Gymnasien, wo Neugierige und Wißbegierige, Geschäftige und Müßige, Freunde und Gegner, Lober und Spötter kamen und gingen, hörten und horchten, sahen und beobachteten, jeder nach der Stimmung die er mitbrachte. Und diese Philosophie war nicht eine buchgelehrte; sie hatte und sollte haben eine unmittelbare Beziehung auf das Leben; ausprägen sollten sich in den Handlungen der Philosophen, ja an seiner Person selbst seine Grundsätze; ging ja das bis zur Kleidung herab, an der man die verschiednen Schulen unterscheiden konnte, Mantel und Schuhe, Bart und Stock. Hatte nun einer das Bild eines Philosophen, ich will nicht sagen an Diogenes, aber an Sokrates genommen, so war ihm die elegantere Haltung, in der Plato und die Seinigen aufzutreten pflegten, ein Anstoß, eine unphilosophische Weichlichkeit oder Ueppigkeit, die sie denn auch sogar als Unzüchtigkeit raillirten oder auch ernstlich glaubten, sie könne nicht dabei fehlen; und wie leicht sich zu der Vorstellung verzerrte oder erdachte Geschichten finden, weiß wohl jederman. Glaubte der eine — und selbst in einer und derselben Schule fand sich natürlich solcher Zwiespalt, — dem Philosophen gebühre sich von den Großen und Königen fern zu halten, nicht Gunst, nicht Geschenk von ihnen anzunehmen: so brauchte der, welcher anderer Meinung war, für den Spott nicht zu sorgen, und für Geschichten, was er angenommen und dafür gelitten und geleistet, eben so wenig. Glaubte einer, die Weisheit, gestützt auf

wenige Grundsätze wie sie die Natur anweise, bestehe nur in der Tugendübung (ἄσκησις): gleich war ihm der Philosoph, den er seine Schüler angelegentlich in den Subtilitäten der Dialektik üben sah, im besten Fall eine lächerliche Figur. Mit solchem Bilde muß man an den Diogenes Laertius gehn, um in diesem Labyrinthe von Anekdoten und Erzählungen sich einen Weg zu finden.

Wenn Cicero einmal sagt (fin. 3, 25): „die Verkehrtheit wollen wir den leichtfertigen Griechen überlassen, daß sie mit böser Nachrede diejenigen verfolgen, von denen sie in ihren Ansichten über Wahrheit abweichen", so mag dahin gestellt bleiben, wie viel dabei ihrer Leichtfertigkeit anzurechnen sei: ein sehr großer Theil fällt ohne Zweifel auf die angegebnen Verhältnisse des Lebens. Freilich aber das muß noch in's Auge gefaßt werden, daß sie von jeder Art sentimentaler Schonung im Umgange sehr entfernt waren. Das lag nicht in ihrer Natur, noch in ihrer Verfassung: von den Spitznamen an, dergleichen fast ein jeder hatte und die sie so öffentlich gebrauchten, daß viele ganz gewöhnlich damit genannt wurden, ja der eigentliche Name förmlich damit vertauscht ward — war man durch alle Stufen des Lebens hindurch gewöhnt zu geben und zu nehmen, und derb.

Wir müssen noch der Oeffentlichkeit und Freiheit, wenn man will, Frechheit der Rednerbühne gedenken. Eine bedeutende Klasse von griechischen Schriftstellern bilden bekanntlich die Redner selbst. Die nun waren fast alle Partei; Aristokraten, Demokraten; für Philipp, gegen ihn: und sie schonten sich dabei persönlich wahrlich nicht, mochten sie auf der Volksbühne, mochten sie vor dem Richter an einander gerathen. Aber auch in Privatsachen, die sie für andere führten, ward es mit der Wahrheit nicht genau genommen. Was heutzutage hierin die Praxis ist, weiß ich eben so wenig, als was die Philosophen davon lehren. Panätius erlaubte dem Sachwalter: verisimile sequi etiamsi minus sit verum (Off. 2, 14). Und Cicero äußert sich einmal darüber mit merkwürdiger Offenheit (pro Cluent. c. 50). Die Derbheit des Tons, in dem das vorgetragen wurde, steigert jedenfalls den Eindruck der Gehässigkeit: und öffentlich wie es verhandelt war, wurde es weitergetragen, wenn auch

die Rede nicht — was aber auch gewöhnlich war — schriftlich herausgegeben wurde. Das aber mochte noch schlimmer sein; denn in die Bearbeitung zu diesem Zweck trug man wohl aus blos schriftstellerischen und künstlerischen Motiven noch manches hinein. (Bei Cicero ist das ohne Zweifel der Fall und zu wenig beachtet worden). Athenäus hat uns das Bruchstück einer Rede erhalten, die Lysias für einen andern gegen einen Philosophen, den Sokratiker Aeschines geschrieben: „über eine Schuld." Ich setze den Schluß her zum beliebigen Ergötzen oder Erschrecken:

„Mit Tagesanbruch kommen so viele vor sein Haus, ihr Geliehenes zurückzufordern, daß die Vorübergehenden glauben, er sei gestorben und sie versammeln sich zum Begräbniß. Und alle Einwohner im Piräus sind so gegen ihn gesonnen, daß sie meinen, es sei viel sicherer in das adriatische Meer zu schiffen als mit ihm Geschäfte zu machen. Denn was er borgt, hält er viel mehr für sein Eigenthum, als was ihm sein Vater hinterlassen hat. Hat er nicht gar das Vermögen des Salbenhändlers Hermäus in Besitz genommen, nachdem er seine Frau verführt, die siebzig Jahr alt ist? Indem er sich anstellte in sie verliebt zu sein, hat er sie so zu stimmen gewußt, daß sie ihren Mann und ihre Söhne zu Bettlern machte, ihn selbst aber in einen Salbenhänder verwandelte. So verliebt ist er mit seinem Püppchen umgegangen und genoß ihre Jugend, deren Zähne zu zählen leichter ist, als die Finger an ihrer Hand."

Viel mehr dürfte hinter dem allen wohl nicht stecken, als daß Aeschines, obgleich ein Philosoph, der den sokratischen Ton in seinen Dialogen so gut nachgeahmt haben soll als kein andrer, das allgemeine menschliche Loos theilte, ein schlechter Zahler zu sein: arm war er nach andern und scheint manche Zweige des Erwerbs ergriffen zu haben. Gegen denselben Aeschines gab es noch eine andre Rede des Lysias über Sykophantie. Man glaubt Gründe finden zu können, warum in Lysias sich gegen Aeschines eine Feindschaft festgesetzt. Mag sein. Für das, wovon ich rede, macht es keinen Unterschied.

Doch ich komme zu einer andern Quelle unermeßlicher Ver-

unstaltungen und Erfindungen: jene sophistische und rhetorische Litteratur, welche sich besonders in der Gestalt von Reden und Briefen zur Aufgabe der Uebung und der Ostentation machte, im Namen bedeutender Männer der Vergangenheit Briefe zu verfassen, oder vertheidigend und angreifend sich in Reden über sie auszulassen. Insbesondre muß bemerkt werden, daß es schon von der Sophisten Zeit her eine besonders beliebte Aufgabe und Kunststück war, gerade diejenigen, die der allgemeine Ruf feierte, herabzusetzen und umgekehrt. Man nahm die Themata theils aus der mythischen Geschichte, wie man das Lob des Thersites und des Cyklopen, des Busiris schrieb, theils aus der politischen Geschichte und Litteratur, die bei den Litteratoren natürlich besonders beliebt war. Von den ältesten Sophisten eingeführt blieb diese Art der Rhetorik gangbar; Isokrates übte sie mit seinen Schülern; sie war geschäftig unter den Ptolemäern; und in den römischen Jahrhunderten, als die Griechen, denen es bestimmt war, alle ihre Anlagen in Kunstform zu bringen, ihre Geschwätzigkeit zur Kunst gestalteten, lebte sie besonders zu Ende des ersten Jahrhunderts mit erneuter Energie wieder auf.

Das älteste Beispiel, wenn ich diesen Augenblick nicht irre, das in die Litteraturgeschichte gehört, mag die Anklagerede des Sokrates sein, welche ein Schüler des Isokrates, Polykrates verfaßte. Diese Rede war lange vorhanden und der Glaube, daß es diejenige Rede sei, welche wirklich für Sokrates Ankläger geschrieben und wirklich gegen Sokrates gehalten worden, bei vielen verbreitet: schon Hermippus, ein Schüler des Kallimachus, der über Litteraturgeschichte viel schrieb, war dieser Meinung gewesen. So viel wir wissen, erst Favorinus, Zeitgenosse des Gellius, bemerkte, dem könne nicht so sein: denn in dieser Rede des Polykrates würden die durch Konon wieder aufgerichteten Mauern Athens erwähnt: ein Ereigniß das 6 Jahre nach Sokrates Tode eingetreten. Dies ist ganz richtig. Aber auch außerdem liegt uns die Sache ganz klar vor: da Isokrates im Busiris ausdrücklich an den Polykrates über diese Reden verhandelt, indem er ihm einen rhetorischen Fehler nachweist, und ausdrücklich als von einem rhetorischen Kunststück spricht. Konnte ein solcher Irrthum ohne Wirkungen bleiben?

Als Beispiel von Nachrichten, worin man augenblicklich die Erfindung solcher Rhetoren erkennt, wohl schon von der schlechtern Sorte, mag uns Zoilus, die Homersgeißel wie er genannt wird, dienen. Er hatte ein Buch geschrieben, worin er eine Menge ästhetischer Ausstellungen und sprachlicher Fehler im Homer in spottendem Ton aufstellte. Dies galt nicht sowohl dem Homer selbst, als den Gelehrten, die sich mit ihm beschäftigten: wie schon die Bibel angegriffen ist, um die Theologen zu ärgern, oder aus Aerger über die Theologen. In dieser Opposition gegen die Gelehrsamkeit stand er auch nicht vereinzelt, sondern das waren kynische Grundsätze zu denen er sich bekannte.

Nun aber lesen wir, daß er Homers Bildsäule zu geißeln pflegte. Und von seinem Tode, um einige andere ähnliche Geschichten zu übergehn, sagt Vitruv: nach einigen sei er „gleich als ein Vatermörder" von Ptolemäus Philadelphus gekreuzigt worden, nach andern sei er gesteinigt, nach andern zu Smyrna lebendig verbrannt, endlich er sei von den versammelten Griechen in Olympia vom Felsen gestürzt. Daß er ihn mit Ptolemäus Philadelphus zusammenbringt, ist beiläufig ein Anachronismus. Er kann zu dessen Zeit nicht mehr gelebt haben.

Diese Rhetoren stellen in allen Verhältnissen das Leben dar, wie es nicht ist, darin besitzen sie eine wahre Meisterschaft: sie sind übertrieben unwahr in affektirtem Haß und affektirter Zärtlichkeit: und die Welt hat immer nichts zu thun, als sich um ihre zufälligen Helden zu kümmern.

Ueber die falschen Briefe hat uns Bentley die Augen geöffnet durch seine Dissertation über die Briefe des Phalaris und über die Briefe des Themistokles, des Sokrates, des Euripides. Dies ist eins von den seltenen Beispielen in der Gelehrtengeschichte, wo ein Beweis so geführt ward, daß jeder Zweifel abgeschnitten und unmöglich wurde. So war die Wirkung außerordentlich. Jetzt sehn wir alle die Unmöglichkeit, daß so etwas überhaupt nur aus der Wirklichkeit des Lebens hervorgegangen sein kann, und wir sehn es jetzt, nachdem uns die Augen geöffnet sind, auf vielen andern Gebieten; früher hatte kaum der eine oder der andre bescheidene Zweifel an

der Aechtheit. Diese Gewalt des Vorurtheils wolle man auch den griechischen Litteraten zu Gute rechnen, wenn sie so vieles fortgepflanzt, ohne es in seiner Wunderlichkeit zu erkennen. Wiewohl auch freilich bei vielen der oft bewußte, oft unbewußte Reiz einwirkte, Frappantes vorzutragen. — In den Briefen des Phalaris kommt mehreres auf Litteraturgeschichte bezügliche vor, das läppisch ersonnen ist. Da Stesichorus in Katina stirbt und begraben wird, fordern die Himerenser die Asche ihres Dichters zurück; die Katinenser weigern sich; die Himerenser drohen ihnen mit Krieg. Phalaris bietet seine diplomatische Vermittlung an, er soll in Katina begraben bleiben; die Himerenser sollen ihm einen Tempel errichten: eine Ehre von der Niemand weiß und die auch keinem Dichter außer in spätern Zeiten etwa dem Homer zu Theil geworden ist, dem der Epistolograph das eben nachgedichtet hat.

Des Stesichorus Töchter läßt er auch vortreffliche Dichterinnen sein. Es ist wahrscheinlich das ganze freundschaftliche Verhältniß des Stesichorus zu Phalaris, das wieder sehr zärtlich ist, von ihm erlogen; die ältere griechische Ansicht davon war eine ganz andre. Unser Rhetor hat auch, da er noch ein paar Dichter für den Phalaris brauchte, sie sich geschaffen.

Wir finden bei Himerius eine Uebungsrede: eine Anklage des Epikur auf Gottlosigkeit (wie Sokrates). Es ist gegen Epikur nie eine solche Anklage angestellt. Es ist eine Fiktion, und so andre, ähnlich wie die römischen Rhetoren Gesetze fingiren, die nie existirten, um danach einen schwierigen Prozeß zu führen. Die Juristen wissen zu sagen, zu welchen Irrthümern das Veranlassung gegeben hat. Dürfte ich mir noch erlauben, an einem Beispiele, das wir ziemlich verfolgen können, Ursprung und Fortgang einer Fiktion bis in die spätern Zeiten darzustellen, so würde ich dazu die Nachricht von der Digamie des Sokrates wählen, worüber ein holländischer Gelehrter Luzac eine sehr schätzbare und umgreifende Untersuchung gegeben hat. Allein ich fürchte beschwerlich zu werden.

Die Lüge hat sich, wie gewöhnlich, auch diesmal so breit gemacht, daß wir von der Wahrheit, die schon von Natur schmächtiger ist und engern Raum zugemessen erhalten hat, erst wenig gesehn

haben; und doch müßte noch mehr als eine Quellen genannt werden, aus der Erfindungen flossen, wenn es auf Vollständigkeit ankäme. Z. B. etwa wie Epigrammatiker, die ihre Kunst in Grabschriften berühmter Dichter und Gelehrten übten, ihnen die Väter mit symbolischen Namen erfanden, oder die erotischen Dichter Liebesverhältnisse. Ich habe jedoch die vorzüglichsten und den Griechen eigenthümlichsten Verhältnisse angedeutet, aus denen in die griechische Litteraturgeschichte mehr als in jede andere des Wunderbaren, des Sonderbaren, des Fabelhaften und des Wunderlichen gekommen ist. Die Geschichte des Unwahren zu verfolgen, kann wohl nicht ganz ohne Interesse sein, auf welchem Gebiete es auch geschehe; und die Kritik, in welchem Bereiche sie auch geübt werde, erstreckt ihre Wirkungen weit hinaus. Für unsre Wissenschaft bedürfen wir aber meiner Meinung nach eine völlige Umgestaltung in der Behandlung der griechischen Litteraturgeschichte und ihrer Quellen. Die Art, daß jeder seinen Autor für sich betrachtet und aus der Ueberlieferung über ihn mit vermeintlicher Kritik das Wesen herausfinden will: wobei der Grundsatz befolgt wird, auf den man sich wohl gar etwas zu Gute thut, alles für wahr gelten zu lassen, was allenfalls unter allenfalls vernünftigen Geschöpfen so einzeln betrachtet noch denkbar wäre: — ist wahrhaft unerträglich; nicht die Wahrheit, nicht der Geschmack findet bei dieser Fabel- und Anekdotenkritik seine Rechnung. Vielmehr mit dem Eindrucke der endlosen Verunstaltungen muß man den einzelnen Werkstätten nachgehen, aus denen sie hervorgegangen; die Massen jedesmal desjenigen, was von gleichem Eindruck ist, zusammenfassen: dann wird man sehen, was das Einzelne gelte! Wie ich das meine, wird wenigstens aus dem Vorangegangenen erkennbar gewesen sein, auch hoffe ich — mit welchem Recht ich das meine. Es war leicht diese wenigen Züge zu entwerfen; käme es aber darauf an, ein Werk zur vorhaltigen Grundlage dafür zu schaffen — so werden erst die Zeiten das sehen, die wieder einen Niebuhr sehen werden.

So schloß diese Abhandlung vor einigen Jahren da sie geschrieben ward. Heute möge sie also schließen: „Wer das tägliche Leben kennt oder auch nur die Zeitungen, weiß daß neben jeder be-

deutenden Thatsache eine Menge von falschen Auswüchsen wuchert, von absichtlichen oder unabsichtlichen Entstellungen, selten alle bis zu ihrer Geburtsstätte zu verfolgen, aber alle dem reifen Beurtheiler vollkommen gleichgültig. Von der beliebten konciliatorischen Kritik dagegen wird jeder Notizenzuwachs als ein baarer Gewinn an Vermögen betrachtet: quilibet praesumitur bonus: und muß wegen allzudringenden Verdachtes auch ein Anklagezustand eintreten, man glaubt dennoch zur Defension alles Erdenkliche und kaum Erdenkliche versuchen zu müssen". Dahlmann.
